

Jean Hatzfeld  
Zeit der Macheten



Jean Hatzfeld

# Zeit der Macheten

Gespräche mit den Tätern  
des Völkermordes in Ruanda

Aus dem Französischen  
von Karl-Udo Bigott

Mit einem Nachwort  
von Hans-Jürgen Wirth

**HALAND**   
**& WIRTH**  
IM PSYCHOSOZIAL-VERLAG

Titel der französischen Originalausgabe:  
Jean Hatzfeld: UNE SAISON DE MACHETTES  
© Editions du Seuil, 2003

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2012

Deutsche Erstveröffentlichung

© 2004 Haland & Wirth im Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: © Guenay Ulutuncok

Umschlaggestaltung: Hanspeter Ludwig, Wetzlar

[www.imaginary-world.de](http://www.imaginary-world.de)

Satz: Christoph Röhl

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8379-2245-5

# Inhalt

Morgens in der Frühe	7
Organisatorisches	13
Die drei Hügel	21
Das erste Mal	25
Eine Clique von Freunden	33
Das Handwerk lernen	40
Der Korpsgeist	45
Blutgier und Selbstekel	51
Wie es zu der Tat kam	57
Feldarbeit	64
Ein Völkermord unter Nachbarn	71
Bestrafungen	76
Unterbrechung: über Wellbleche	83
Die Plünderungen	88
Hinter verschlossenen Türen	95
Im Dorf wird gefeiert	100
Die Auflösung der ›Netzwerke‹	105
Die Frauen	116
Auf der Suche nach den Gerechten	123
Begegnungen mit Bekannten	128
Hinter Zuchthausmauern	135
Die Leiden	140

Kerle, die gut drauf sind	147
Und wo bleibt bei all dem Gott?	152
Eine Bank unter einem Akazienbaum	161
Gewissensbisse und Schuldgefühle	170
Joseph-Désiré Bitero	179
Die Anführer	191
Hinter den <i>moudougoudous</i>	199
Das Leben nimmt wieder seinen Lauf	206
Das Feilschen um Vergebung	213
Entschuldigungen	220
Von hoher Statur	227
Die Hassgegner: die Tutsi	235
Ein Töten, wie es die Natur nicht kennt	241
Worte, um es nicht auszusprechen	245
In ihren Augen funkelt der Tod	255
Biografien und Verurteilungen	267
Vernichtungswahn und Machtkalkül	
Psychoanalytische Gedanken zu Jean Hatzfelds <i>Zeit der Macheten</i> von Hans-Jürgen Wirth	275
Zur Orientierung	303
Glossar	305
Chronologie	309
Karten	313

## Morgens in der Frühe

In den Aprilmächten lassen die Regengüsse, wenn sie sich verzogen haben, oft schwarze Wolken zurück, die wie eine Maske vor den ersten Sonnenstrahlen des neuen Tages hängen. Rose Kubwimana kennt dieses verspätete Hellwerden, das in dieser Jahreszeit die Sümpfe noch lange im Dämmerlicht liegen lässt. Es ist folglich nicht das diffuse Grau des Morgenlichts, das sie beunruhigt.

Rose hockt mit nackten Füßen, den aus einem Umschlagtuch gewickelten Rock auf die Oberschenkel hochgezogen, an einem schmutzibraunen Tümpel; ihre schwieligen Hände ruhen auf den Knien. Sie hat sich eine Wolljacke übergezogen. Neben ihr liegen zwei Plastikkanister. Jeden Morgen kommt sie hierher, um Wasser zu schöpfen. Es ist weniger trübe, weil dieser Tümpel tiefer ist, und außerdem ist der Rand durch herabgefallene Palmwedel nicht ganz so schwammig wie anderswo.

Ihr Tümpel liegt versteckt hinter den Zweigen der *umunyeganyege*, einer Art Zwergpalme. Dahinter erstreckt sich, unterbrochen nur von Papyrus-Dickichten, die unermessliche Weite von Tümpeln, Pfützen und Schlammlöchern. Rose atmet tief den vertrauten, fauligen Geruch der Sümpfe ein: Heute morgen ist er besonders feucht. Auch den Duft der weißen Blüten der Seerosen nimmt ihre Nase wahr. Seitdem sie hier unten angelangt ist, verspürt sie, dass etwas Eigenartiges in der Luft liegt, und schließlich begreift sie, dass es von den Geräuschen kommt. Das Rauschen der Sümpfe ist heute morgen anders als sonst.

Wohl hört man das Schreien der Ibisse und das Pfeifen der Zwergmeerkatzen, doch sie kommen aus großer Entfernung. Um sie herum ist es, als ob die Sümpfe verstummt wären. Weder das flüchtige Rascheln der Sumpfantilopen noch ein mürrisches Grunzen von Flussschweinen schreckt sie auf. Die grünen Turako, die sonst die Ersten auf den Zweigen der Feigenbäume sind, lassen nicht ihr weit hallendes *kô kô kô* erklingen, auf das man sich sonst um diese Zeit verlassen kann: Vielleicht sind sie in alle Richtungen davongestoben, wie auch die anderen Gefährten der frühen Morgenstunde.

Rose Kubwimana ist schon eine etwas ältere Dame, sie ist groß gewachsen, mager, doch von robustem Aussehen. Ihre Haare beginnen grau zu werden. Ihr Haus liegt etwa eine Stunde Fußmarsch entfernt im Wald. Seit zwanzig Jahren kommt sie hierher, um das Wasser für ihre Familie zu schöpfen, doch niemals zuvor hat sie eine derartige Stille wahrgenommen, weder in den großen Dürrezeiten, wenn der Uferschlamm hart wird, noch bei den sintflutartigen Regenfällen, die alles überfluten. Sie weiß, vom Himmel gefallen ist das nicht. Sie ist zwar beunruhigt, aber nicht wirklich überrascht.

Als sie am Tag zuvor per LKW-Stopp von der Kreuzung zurückkam, führte sie der Weg an der Kirche von Ntarama vorbei, und dort sah sie die Leute lagern. Sie weiß, dass seit drei Tagen die Tutsi-Familien der Umgebung dort zusammenströmen. Sie weiß auch, weil sie es selbst gesehen hat, dass zahlreiche Tutsi weiter unten in der Schule von Cyugaro Zuflucht gesucht haben, und dass andere bis in die Flussniederung hinabgestiegen sind, um sich dort zu verstecken – sicher nicht sehr weit von ihrem Wasserloch entfernt.

Später wird sie von diesem Morgen, der nicht Tag werden wollte, einfach sagen: »Was das da oben angeht, dachte ich mir, dass sich ein schreckliches Gemetzel anbahnte. Ich hätte jedoch nicht geahnt, dass die Messer und das Chaos bis hierher in die Sümpfe herunterkommen würden. Das hätte ich nicht gedacht, aber ich hatte es fast schon vermutet.« Damit gibt sie sich zufrieden, fügt bloß noch hinzu: »Vom ersten Tag an tat die Zeit sehr geheimnisvoll um diese Dinge. Dem kann ich mich auch heute noch nur anschließen.«

Dieser erste Tag war der 11. April 1994. Zur Erinnerung: Am Abend des 6. April war Ruandas Staatspräsident Juvénal Habyarimana durch die Explosion seines Flugzeugs ermordet worden. Noch in derselben Nacht begannen die Massaker des Völkermords in Kigali, dann in den Provinzstädten, und ein paar Tage später auch im Hügelland wie hier in der Region Bugesera.

Rose füllt ihre Kanister, setzt sich den einen auf den Kopf und hält ihn mit hochgerecktem Arm fest, trägt in der anderen Hand den zweiten und erklimmt durch das Gewirr von Buschwerk und Lianen den



Hang. In ihrem Hof, dessen festgetretenes Erdreich ockerfarben ist wie die Wände ihres Hauses und die Krume der Felder, erblickt sie Adalbert. Er ist früher aufgestanden als sonst, hat sich auf einem winzigen Schemel gesetzt und raucht eine Zigarette.

Adalbert ist von ihren Söhnen der kräftigste. Beim Gehen rollt er meist seine beeindruckend breiten Schultern, so dass seine Arme ständig in Bewegung sind. Er ist beherzt bei der Arbeit, geschwätzig in der Kneipe und dort zu allerhand Späßen aufgelegt. Eine Ehefrau hat er sich noch nicht gewählt. Herrschsüchtig ist er und bestimmt alles im Haus. Heute morgen trägt er nur offene Sandalen an den Füßen, Bermuda-Shorts und ein Hemd, und um die Taille hat er einen eigenartigen Beutel gebunden; das deutet darauf hin, dass ihm der Sinn nicht nach Feldarbeit steht.

Adalbert lässt sich Wasser über die Hände rinnen, fährt sich damit über das Gesicht, nimmt etwas in den Mund und spuckt es wieder aus. Am Vorabend hatte er sich spät schlafen gelegt, völlig betrunken. Er isst weder vom Hirsebrei noch von den Bohnen, die in der Glut warm gehalten werden; außer mit seinem Bruder redet er mit keinem ein Wort und macht sich auf den Weg. »Er war richtig heiß, als er wegging«, wird Rose später sagen.

Der Weg folgt auf halber Höhe dem Hang, links weiter unten liegt die sumpfige Flussniederung des Nyabarongo, in der seine Mutter zuvor Wasser geholt hat, und weiter oben erstreckt sich der Eukalyptus-Wald. Adalbert bemerkt nicht die ungewöhnliche Stille, dazu hat er es zu eilig. Als er am Haus von Pancrace eintrifft, sind sämtliche Frauen und Mädchen der Familie schon bei der Arbeit, einige im Hof, die anderen in der Pflanzung. Adalbert wechselt mit ihnen ein paar Worte der Begrüßung; einige Scherze fliegen hin und her. Pancrace tritt mit nacktem Oberkörper aus dem Haus und mit ein paar Schritten ist er an seiner Seite.

Der nächste Halt auf ihrem Weg, der oberhalb des Flusses und der Bananenpflanzungen entlangführt, ist das Haus von Fulgence. Der kommt aus dem Haus und hat schon seine weißen Ledersandalen an den Füßen, die er immer trägt, wohl weil er ein Hilfsgeistlicher ist. Fulgence ist etwas zarter gebaut, und zart ist auch seine Stimme. Er wechselt ein paar Worte mit Adalbert. Worüber?

Später wird er sich daran erinnern: »Ich hatte eine eiternde Wunde am Bein einer Ziege bemerkt. Adalbert hat mir jedoch gesagt, das müsse bis zum Abend warten.«

Dann führt ihr Weg sie zum Haus von Pio, der fast noch ein Junge ist. Wie Adalbert ist er voll übersprudelnder Energie, aber sanfter im Charakter. Seine große Leidenschaft ist der Fußball. Von seiner Mutter erhalten die jungen Männer einen Kanister mit *urwagwa*, und sie trinken in langen Zügen, nur für ein paar Worte des Dankes setzen sie ab. Diesmal verlässt die Gruppe den Weg parallel zum Fluss, kehrt dem Tal den Rücken und erklimmt, flankiert von wahren Mauern gelb blühender *kimbazi*-Bäume, die Anhöhe. Auf dem Weg drängen sich sehr viel mehr Leute als an den Markttagen in Nyamata, doch im Unterschied zu jenen Tagen sind es nur Männer, denen man begegnet.

Noch mehr Trubel erwartet sie oben auf dem Hügel in Kibungo. Der Schulhof ist überfüllt wie an einem ersten Schultag, doch es sind Erwachsene, die ihn dicht an dicht bevölkern. Etwas weiter gehen Leute auf dem Erdwall hin und her, an dem die Geschäfte liegen – ockerfarbene Lehmmauern, Wellblechdächer. Alle Gespräche drehen sich um die Ereignisse vom Vortag; man hört lautes Schimpfen und scherzende Worte.

Unser Grüppchen lenkt seine Schritte zu einer Kneipe und erkämpft sich ein Plätzchen auf der Mauer, die die Terrasse umgrenzt. Im Hinterhof hantieren Frauen geschäftig an einer Feuerstelle, und der Duft von gegrilltem Fleisch zieht herüber. Mit einer Handbewegung winkt Pancrace eine der Frauen heran und bestellt Fleischspieße, die auch umgehend gebracht werden, angerichtet auf einem Blechteller mit Bananenscheiben, Salz und Pfefferschoten. Sie holen ein paar Flaschen *Primus* und reißen, Flaschenhals an Flaschenhals, die Kronkorken auf; sie essen und trinken mit herzhaftem Appetit. Zufällig kommt Alphonse vorbei und entdeckt sie; er klatscht jedem zur Begrüßung in die flache Hand, lässt sich zwischen ihnen auf dem Mäuerchen nieder und greift zu einem Fleischspieß.

Zur gleichen Zeit geht auf dem gegenüberliegenden Hügel im Dorf Ntarama Jean-Baptiste aus dem Haus, gekleidet mit einem blassgrünen Anzug, wie ihn Beamte tragen. Durch die Tür richtet er noch ein paar ermahnende Worte an jemanden, verschließt dann sonderbarerweise

die Tür mit einem Vorhängeschloss, als ob er seinen Gesprächspartner einsperren wollte. Er ruft einen Jungen herbei, der an einem Baum im Garten lehnt, schärft ihm seine Anordnungen leise ins Ohr ein, schiebt ihm einen zusammengerollten Geldschein in die Hand und macht sich auf den Weg in Richtung Kibungo.

Mit Gehupe fährt auch der Chauffeur des Bürgermeisters kreuz und quer durch Kibungo und gibt das Signal zum Sammeln auf dem Fußballplatz. Adalbert und seine Gefährten essen noch ihr Fleisch zu Ende, greifen sich aus einer Kiste jeder noch eine Flasche Bier und schließen sich der Bewegung der Menge an. Der Fußballplatz ist eine der wenigen ebenen Flächen in dieser Landschaft und liegt auf dem Kamm zwischen Kibungo und Ntarama. An den aus Eukalyptusstämmen zusammengefügt Toren kann man ihn auf seiner Lichtung leicht erkennen. Autobusse, Militärlaster und Pick-ups sind in dichter Folge hierher unterwegs und parken um den Platz herum. Die Menge der Männer, die auf den Platz strömt, wird immer größer. In der Mitte des Spielfelds erkennt man die massige Gestalt von Joseph-Désiré Bitero in khakifarbenem Anzug, um ihn herum mit Gewehren bewaffnet seine Helfershelfer.

Abseits, wo die Freunde stehen, können sie die Reden nicht verstehen, so groß ist der Trubel. Sie haben schon Mühe, die Redner zu erkennen, die der Reihe nach auf die Motorhaube eines Pick-ups klettern. Sie leeren ihre Flaschen und werfen sie ins Gras. Ständig grüßen sie hier wen und dort wen oder werden begrüßt, so auch von Ignace, der sie schon gesucht hat. Als die Menge sich dann in Bewegung setzt, bedeutet Adalbert ihnen mit einem Zeichen, zusammen zu bleiben und ihm zu folgen. Sie verlassen den Ort auf einem Weg durch den Wald, der zum Weiler Nyarunazi führt.

Man sieht, dass die meisten Häuser schon von ihren Bewohnern verlassen und dem Verfall preisgegeben sind. Bloß Célestin treffen sie auf der Veranda seines Hauses an. Er ist ein berühmter Wunderheiler. Er serviert ihnen auch einen Teller mit Fleischspießen und einen Kanister Bananenwein, in dessen Öffnung ein Strohhalme steckt; der Reihe nach saugen sie das Getränk in sich hinein. Aber Célestin schiebt dringende Geschäfte vor, derentwegen er sich ihnen nicht anschließen könne. Sein hohes Alter und

der Kanister *urwagwa* überzeugen seine Gegenüber und sie ziehen ihres Weges.

In der Ferne hallen Gewehrschüsse und Pfiffe von Trillerpfeifen. Doch das Grüpplein schließt sich nicht dem Gros der Truppe an, das schon dabei ist, den Busch und die Pflanzungen zu durchkämmen. Pancrace wird später sagen: »Wir wussten, dass das verschwendete Mühe ist, dass unsere Hauptaufgabe weiter unten auf uns wartete.« Die Sümpfe sind ihnen vertraut und sie haben das sichere Gefühl, dass sich in deren unendlichen Tiefen schon längst Tutsi versteckt haben; deswegen sind sie die Ersten, die sich hier auf die Suche machen. Der Dunst hatte sich nach einem heftigen Regenschauer verzogen und gibt den Blick auf den Horizont frei: Vor ihnen liegt, so weit das Auge reichte, papyrusbestandenes Sumpfgelände. Ohne auch nur das geringste Zögern verlassen die Kumpane den festen Boden und dringen in die feuchte Wildnis ein, bis zu den Knien im Morast versinkend, in der einen Hand die Machete, mit der anderen das Blattwerk auseinander drückend.

Im April 2000 schrieb ich ein Buch mit Interviews Überlebender aus dieser Gemeinde Nyamata, *Nur das nackte Leben. Berichte aus den Sümpfen Ruandas*. Es begann mit diesem Satz: »Es geschah 1994, zwischen Montag, dem 11. April, 11 Uhr, und Samstag, dem 14. Mai, 14 Uhr: Rund 50.000 der etwa 59.000 Menschen zählenden Tutsi-Bevölkerung wurden auf den Hügeln der Gemeinde Nyamata in Ruanda mit der Machete abgeschlachtet – von Milizleuten und von ihren eigenen Hutu-Nachbarn, tagtäglich von 9.30 bis 16 Uhr. Das ist der Ausgangspunkt dieses Buches.«

Das ist der Ausgangspunkt auch dieses zweiten Buches, nur mit dem Unterschied, dass diesmal die Mörder der Familien der Überlebenden, ihre unmittelbaren Nachbarn, das Thema sind; genau genommen die Mörder, die die drei Hügel Kibungu, Ntarama und Kanzenze bewohnen – am Rand jener Sümpfe.